



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Lord Normanbys Memoiren. 1.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

seine künftige Braut zuerst gesehn, das zweite Mal, nachdem er sich ihr erklärt. Das tiefe Gefühl der Trauer, das in dem ersten Fall unvorbereitet auf ihn eindringt, ist fein und tief wiedergeben, und eben so durchbebt uns die unendliche Lust, mit welcher die Natur ihm das Gefühl seiner eigenen Liebe entgegenstrahlt. Schwächer ist die eigentliche Ausführung der beiden Liebesgeschichten. V. II. S. 405 u. ff. V. III. S. 289 u. ff. In der ersten ist, wie schon bemerkt, nur Licht ohne Schatten d. h. ohne Grenze, und man möchte hinzufügen, man hat es nur mit körperlosen Seelen zu thun. Etwas mehr Energie regt sich bei der zweiten Geschichte. Mathilde hat wenigstens die Kraft des Zorns, als ihr Geliebter ihr die Resignation des Pflichtgefühls entgegenhält. Aber diese Ausbrüche des Gefühls haben zu wenig Folge, das Ganze endet doch wieder in stiller Wehmuth und Entfagung. Schon in den Beiwörtern, mit welchen der Dichter seine Figuren aufführt, findet sich häufig ein glücklicher Zug z. B. I. S. 408. „Die zwei Schwestern konnten bezaubern, aber um Nathalie war etwas wie ein tiefes Glück verbreitet.“ — „Mathilde war jetzt ein Bild der Ruhe und ich möchte sagen der Vergebung.“ Aber auch das ist Abendstimmung und Nachsommer, und man möchte viel darum geben, wenn sich durch diese sanften resignirten Gestalten einmal ein lustiger Kobold drängte, wie Philine oder Luciane in den Wanderjahren.

Der Dichter hat aus dem schönen Stoff kein durchgreifendes Kunstwerk machen können, weil ihm die Energie der Composition abging, aber durch seine edle Gesinnung, sein warmes, echt poetisches Gefühl und seine reife Lebensweisheit hebt sich das Buch sehr günstig gegen die meisten belletristischen Erscheinungen unserer Tage ab, die auf den Augenblick ihre Wirkung berechnen und mit dem Augenblick vergessen sind. — J. S.

### Lord Normanbys Memoiren.

1.

A year of revolution from a Journal kept in Paris in 1848 by the Marquis of Normanby. London, 1857. —

Die Memoiren, welche Lord Normanby soeben der Oeffentlichkeit übergeben, sind scharf getadelt worden, und in mancher Beziehung mit Recht. Die Vorrede erklärt nur ungenügend, was den Marquis bewogen, der Welt Eröffnungen über Ereignisse zu machen, die der jüngsten Vergangenheit angehören, und denen er in officieller und officiöser Stellung beiwohnte. Er versichert zwar, daß er alles auslassen werde, was unmittelbar mit seinen di-

plomatischen Geschäften zusammenhänge, er berührt allerdings die spanischen Heirathen, die wichtigste Frage, in der er persönlich thätig war, nur obenhin, und übergeht alles, was nach seiner Ansicht irgend Einfluß auf das jetzt bestehende Verhältniß Englands und Frankreichs haben könnte; — aber er hat durch seine Darstellung doch nur bewiesen, daß es unmöglich ist, officiële Kenntnißnahme und Privatanschauungen zu trennen; sagt er doch selbst in der Einleitung, daß seine Stellung es ihm natürlich sehr erleichtert habe, zuverlässige Materialien zu sammeln, und daß, wenn fortwährende Berichterstattung neben einem fast täglich geführten Privatjournal hergeht, es nur natürlich ist, daß dieselben Ereignisse oft in denselben Ausdrücken in beiden aufgezeichnet werden. Indes hierüber mag Sr. Herrlichkeit sich mit seiner Regierung abfinden, das Amtsgeheimniß ist in England bekanntlich nicht übermäßig streng. Schärfer kann es auf seinen Privatcharakter zurückfallen, wenn er Personen, von denen er mit Auszeichnung und Zuvorkommenheit behandelt wurde, trotz seiner Versicherung, das Persönliche vermeiden zu wollen, bitter kritisiert. Er sagt selbst S. 183 in einer Note, daß Louis Philipp ihn stets mit vieler Güte empfangen und ihm gleich bei seiner Ankunft gesagt, er solle sich als Familienbotschafter betrachten, — und im Text derselben Seite spricht er auf das härteste vom König. Gewiß der freundliche Empfang verpflichtete ihn nicht, die Handlungen Louis Philipps zu billigen, aber was nöthigte ihn, seine Ansichten über denselben drucken zu lassen? —

Indessen die Person des Marquis soll uns nicht weiter kümmern, wir nehmen das Buch als die Erinnerungen eines Mannes, der durch seine hohe Stellung in der Lage war, zuverlässige Beobachtungen anzustellen, und als solches ist es ein werthvoller Beitrag zur Zeitgeschichte und verdient nähere Besprechung.

Das Werk beginnt mit der Februarrevolution und schließt mit der Erwählung Louis Napoleons zum Präsidenten, voran aber gehen einige Bemerkungen und ein Journal über die Ursachen des Falls der Julimonarchie, die von vielem Interesse sind und den Verfasser, wenn nicht grade als tiefen, doch als einen richtig sehenden Beobachter zeigen. Indem wir ihm folgen, wollen wir versuchen, ihn zu ergänzen und die Hauptsachen hervorheben, welche das Königthum 1848 stürzten.

Das Journal des Debats, dessen frühere Protectoren allerdings bei Lord Normanby in keinem günstigen Lichte erscheinen, wirft ihm vor, er habe hierüber wenig Neues gebracht, wir haben Manches gefunden, was uns neu erschien, vor allem aber mit Interesse gesehen, daß der englische Gesandte die Lage der Dinge schon im Juli 1847 klar erkannte. Während gewisse andere Diplomaten noch im Anfang Februar 1848 die Nachricht mit nach Hause brachten, L. Philipps Thron sei auf einen Diamantfels gegründet, schreibt

er bei der Jahresfeier der Julirevolution: „Ich wünschte, ich könnte zu einem andern Schlusse kommen, als daß das öffentliche Vertrauen auf die Dauer dieser Regierung einen starken Stoß erlitten; nicht nur aus internationalen Gründen würde man jede neue Verwirrung in Frankreich, deren Rückschlag in allen civilisirten Ländern gefühlt werden müßte, zu bedauern haben, sondern ich glaube auch, daß in dem gegenwärtigen Zustande dieses Landes, und abgesehen von den Gefahren eines solchen Kampfes, keine Aenderung zum Bessern daraus hervorgehen könnte.“ — „Was kann nun die Ursache dieser Gefährdung einer Regierung sein, die äußerlich fester als je zu stehen scheint? Das Erstaunen über einen solchen Widerspruch wird sich vermindern, wenn man die Ursachen betrachtet, welche die sogenannte große conservative Majorität von 1846 zu Wege gebracht. Jeder Monat hat meine Ueberzeugung bestärkt, daß in dem gegenwärtigen Zustande Frankreichs keinerlei Anhänglichkeit an irgend eine Person, noch Ehrfurcht vor irgend einer Institution existirt, so daß das System nur aufrecht gehalten wird durch seine Identifizierung mit den materiellen Interessen der mittlern Classen.“ — Guizot hat heftig geleugnet, daß das famose Wort *Enrichissez-vous* über seine Lippen gekommen, es war jedenfalls der Ausdruck des Systems, man lese in seinen damaligen Reden die Punkte seiner Vertheidigung nach, kein einziger der Angriffe wird mit sachlichen Gründen widerlegt, er bietet nur Phrasen — Ordnung, Freiheit, Friede, Fortschritt — schöne Worte ohne Inhalt, sobald sie nicht das Resultat der realen Zustände in sich fassen. Niemand wird aus der Beförderung der Industrie einer Regierung einen Vorwurf machen, besonders nicht der Julimonarchie, welche auf diese Interessen sich besonders stützte, aber sie machte die Speculationsucht zum Werkzeug der politischen Corruption, der Mißbrauch der ministeriellen Gewalt bei den öffentlichen Arbeiten und namentlich den Eisenbahnen war scandalös. Frankreich war in den Verkehrsanstalten hinter seinen Nachbarn zurückgeblieben, statt alle Kräfte zu vereinen, um das Versäumte nachzuholen, sahen die Minister in den Concessionen, Anstellungen u. s. w. nur ein Mittel, sich am Ruder zu erhalten, und in jedem Winkel Frankreichs machten ihre Candidaten den Wählern fabelhafte Versprechungen, was für den Bezirk gethan werden sollte, wenn sie gewählt würden.“ Die Majorität, sagt der Vf., welche aus diesen Wahlen hervorging, war den Ministern nicht sowol zugethan, weil sie ihre Vergangenheit billigte, als weil sie persönliche Vortheile von ihnen erwartete. — Als dies geschrieben wurde, war noch nicht Guizots Theilnahme an der Corruption bekannt, welche die Debatten vom Januar 1848 offen darlegte, dies noch zu Beste, Cubières, Prasilin!

Man kann nicht schlecht hin sagen, daß Guizot die Julimonarchie gestürzt, aber beigetragen hat er dazu gewiß mehr als ein anderer; man könnte ver-

muthen, daß Lord Normanby parteiisch gegen ihn sei, weil er bekanntlich 1847 einen Ausfall in der Kammer gegen den Gesandten machte, indeß letzterm ward die volle Genugthuung einer Apologie, und es sind Thatsachen, welche er gegen Guizot sprechen läßt. Wir würden auch seine Aeußerung nicht für parteiisch halten, daß es nicht die englische Allianz (entente wäre wohl richtiger) gewesen, welche den Minister unpopulär machte, sondern daß vielmehr seine Unpopularität einen Schatten auf jene Allianz warf. Der Marquis bemerkt ferner, daß nach Angabe von Leuten, welche Guizot genau kennen, derselbe verhältnißmäßig unwissend in den Einzelheiten der Verwaltung und über die Tragweite einer handelspolitischen oder finanziellen Frage sei, von deren klarer Beurtheilung in Friedenszeiten doch der Werth eines Staatsmannes wesentlich abhängt; wir glauben dies vollkommen, und gestehen, daß die Beurtheilung volkswirtschaftlicher Fragen in seiner Biographie Peels uns keine besondere Ehrfurcht eingeflößt hat. Wie anders steht in dieser Beziehung sein Nebenbuhler Thiers da! Welche Kenntnisse und welche Darstellung! Aber weit merkwürdiger ist es, vom Verfasser zwei Beispiele hervorgehoben zu sehen, wo der Mann, welcher Englands Geschichte und Verfassung am besten in Frankreich kennen soll, grobe Irrthümer über englische Verhältnisse vorbringt. Gegen die Bemerkung eines Redners sagte Guizot: „Der geehrte Herr mißdeutet mich, weil er die Thatsachen nicht kennt; wäre er besser darüber unterrichtet, so wüßte er, daß niemals eine Entscheidung in England über eine wichtige Frage getroffen wird, als wenn sie, nachdem sie zuvor von den Ministern discutirt ist, vor die Königin gebracht und von ihr in Gegenwart des Geheimenrathes genehmigt ist.“ — Guizot wußte nicht, daß die Versammlung des Geheimenrathes mit alleiniger Ausnahme von Dingen, welche die Berufung oder Vertagung des Parlaments betreffen, bloß Fragen der Routine und Form behandelte! — Das zweite Mal sagte er, wahrscheinlich um sich die Möglichkeit einer Reform zu erhalten: „Alle großen Reformen, fast alle, die in England durchgeführt sind, wurden es durch dieselben Männer, welche sie bis zu dem Augenblicke bekämpft, wo es ihnen Pflicht schien, sie auszuführen.“ Lord Normanby traf ihn Abends in einem Salon und griff ihn halbscherzend wegen dieser Behauptung an, da mit Ausnahme von Sir Robert Peel alle Minister abgetreten, wenn sich eine Maßregel, welche sie bekämpft, nothwendig erwies. Ueber Peel aber habe die Geschichte noch nicht gerichtet, das erste Mal habe er seine Partei erbittert, das zweite Mal sie zerstört. Dieser Schluß kam Guizot, der sich vielleicht mit der Idee beschäftigte, den französischen Peel zu spielen, sehr unangenehm, wie er denn überhaupt, sagt Normanby, immer sehr unwillig, oder gar nicht den anhört, der beweisen will, daß er sich geirrt. — Solche Irrthümer konnte der Mann vorbringen, welcher eine englische Verfassungsgeschichte geschrieben

Bruchstück 1848

und Botschafter in London gewesen, und niemand war in der Kammer, der ihn zurecht wies! — solche Vorgänge speak volumes, wie der Engländer sagt. Er wollte jedes andere quastconservative Ministerium unmöglich machen und strebte mit fast kindischem Ehrgeiz nach dem Titel des Conseilpräsidenten: daß er, obwol er selbst kein Geld nahm, dabei doch nicht wählerisch in den Mitteln war, zeigen die Correspondenzen der Revue Retrospective, er war in allen Praktiken zu Hause, durch welche Anhänger gewonnen und erhalten werden. So zog er sich das zermalmende Wort von Herbettes zu: „J'ai vu le tartufe de la religion sur un autre théâtre, avant de voir sur le théâtre politique le tartufe de la probité“, — und konnte den Reden von Barrot, Thiers, Remusat u. nur eine affectirte Gleichgiltigkeit und Phrasen entgegensetzen. Darauf wird auch die Antwort hinauslaufen, welche er, wie es heißt, auf die normanbyischen Memoiren geben will.

Der Marquis übergeht, wie er zugesagt, die Einzelheiten der spanischen Heirathen, aber bemerkt doch, was später die Enthüllungen der Revue Retrospective bewiesen, daß Louis Philipp hier weniger schuldig als man glaubte; er hatte keinen vorher festgestellten Plan, sondern Guizot kam den halbgebildeten Absichten des Königs zuvor und Bresson ging über seine Instructionen hinaus. Die Unterstützung des Sonderbundes, der Waffenschmuggel für denselben, wobei der Minister seine eigne Zollbehörde betrog, Krakau — alles das waren schlimme Schläge für eine Regierung, die auf dem Felde der auswärtigen Politik überhaupt seit 1839 keine Lorbeeren geerntet.

Zu den großen Schwierigkeiten, welche Louis Philipp sein erster Minister schuf, kamen noch die, welche er sich selbst bereitete. Man kann nachsichtig über seine Thronbesteigung hinweggehen und annehmen, daß die Ereignisse auf ihn eben solchen Druck ausübten als auf die, welche ihm die Krone boten; der Verfasser bemerkt auch, er wolle nicht darauf Gewicht legen, daß er nicht alle großen Hoffnungen erfüllt habe, welche seine Erhebung erweckte, aber sagt, sein Benehmen gegen jeden Staatsmann, den seine Regierung hervorgebracht habe, sei so gewesen, daß es zuletzt keinen einzigen mehr gab, der den leisesten Glauben an seine Aufrichtigkeit bewahrte. Das wurde ihm vor allem bei dem letzten Versuch, ein neues Ministerium zu bilden, so verderblich; als Duvergier de Hauranne das Volk durch die Nachricht von dem neuen Cabinet beruhigen wollte, sagte man ihm an mehren Barrikaden: „Sie werden sehen, der alte Mann wird Sie betrügen, wie er jeden betrogen, der mit ihm zu thun gehabt hat.“ — Persönliche Würde zeigte er nie, am wenigsten bei seiner Abdankung und Flucht. Sein Geschick bestand in der Balancirung der verschiednen Interessen; wie niemand verstand er es, feindliche Persönlichkeiten und Parteien sich neutralisiren zu lassen. Er wollte die Institutionen nicht erweitern, sondern dachte die Schwierigkeiten zu überwinden, indem er seine

Minister von Zeit zu Zeit wechselte und ihren Ehrgeiz zwischen Hoffnung und Furcht schweben ließ. Was ihm das constitutionelle System versagte, selbst zu regieren, wollte er durch seine persönliche Ueberlegenheit erreichen, und wollte, hierin Wilhelm III. ähnlich, alles unvermerkt leiten. Aber grade diese Klugheit schien ihn in den letzten verhängnißvollen Monaten seiner Regierung verlassen zu haben, er war blind und hartnäckig, der Passus in der Thronrede, welcher die Opposition als seine Feinde bezeichnete, rief heftige Aufregung hervor, noch als bei schon dringender Gefahr Molé gerufen ward, ein Ministerium zu bilden, bestand der König darauf, von demselben Marschall Bugeaud auszuschließen, nur weil die Armee für seine Söhne bewahrt werden solle. Wenige Tage vor der Revolution sagte er noch einem vornehmen Engländer, der sich von ihm verabschieden wollte, bleiben Sie Mylord, und sehen wie eine Revolution scheidet. —

Alle diese Umstände — Verblendung des Regenten, systematisch falsche Politik der Minister, Corruption, eine leidenschaftliche Opposition, die nur auf ihren Sieg bedacht war — sind auch bei andern Regierungen zusammengetroffen und haben dieselben nicht gestürzt. Sie wurden tödtlich für eine Regierung, welche kein Princip hatte, sondern auf einem Schaufelsystem beruhte. Man hat die Julirevolution gern mit der englischen Staatsumwälzung von 1688 verglichen, nichts konnte falscher sein; darum daß beide den Charakter eines Compromisses hatten, war unter ihnen noch nicht die geringste Aehnlichkeit vorhanden. Die englische Bewegung war religiös-aristokratisch, sie wurde im Namen und mit dem Beifall des Volkes, aber ohne seine Betheiligung vollzogen, die Julirevolution ward durch zwei sich bitter hassende Parteien, die Bourgeoisie und Republikaner durchgeführt, erstre begann sie, letzte vollendete sie, und wurde wieder von der Bourgeoisie zurückgehalten ihren Sieg ganz zu verfolgen, im Grunde ging er für sie selbst zu weit und eine leisere Erschütterung, ein bloßes Weichen des Königthums wäre ihr vortheilhafter gewesen. Diesem Zwiespalt, der alles ungewiß machte, stand das Neue gegenüber. Wenn eine Monarchie mit republikanischen Institutionen etwas logisch schwer zu Erklärendes ist, so gab doch diese Formel den genauen Ausdruck für die Umstände, welche die neue Zwitterregierung ins Leben gerufen hatten. Man versicherte der ganzen Welt seine Friedensliebe und zog die Tricolore auf, man verkündete Ordnung in der Freiheit und ließ überall die Marseillaise singen, man sandte Talleyrand als einen Diplomaten alter Traditionen nach London, während noch die Blousen mit Jakobinermützen vor den Tuilleries schilderten!

Das Lager der Partei, welche das Julikönigthum um sich sammelte, bot nicht weniger Gegensätze dar, als seine Thaten und die Ereignisse, die es ins Leben riefen. Legitimisten, die mit Karl X. unzufrieden gewesen, oder deren Grenzboten I. 1858.

Ehrgeiz vom Anschluß an die neue Monarchie etwas erwartete, Reste der Bonapartisten, die voll von Verachtung für alle constitutionellen Ideen in der Revolution nur eine Gelegenheit einer revanche pour Waterloo sahen, Doctrinäre und Gelehrte, welche im Gegentheil den Frieden wünschten, da sie voraussahen, daß der auswärtige Krieg ein militärisches Regiment schaffen würde, das mit den Verfassungsformen, für deren Integrität sie gekämpft, unverträglich sein würde, Industrielle, welche die gegenwärtige Ohnmacht des Königthums als eine Abschlagszahlung annahmen — alle diese Farben gruppirten sich um die neue Fahne. Louis Philipp besiegte die enormen Hindernisse, welche seinen Thron umgaben, durch seine Klugheit und den Beistand einiger hervorragender Männer, unter denen vor allem Casimir Périer und Gf. Molé zu nennen sind. Diese Minister suchten nach außen die Traditionen der alten Monarchie auch unter den neuen und schwankenden Verhältnissen zu erhalten, indem sie den belgischen Aufstand beschützten und das Einschreiten anderer Mächte gegen denselben hinderten, die französischen Truppen besetzten Ancona, aber dieselben Männer widerstanden der Versuchung, Belgien mittelbar oder unmittelbar zu incorporiren und die Revolution in Italien oder Polen zu beschützen, sie riefen im Gegentheil alle friedlichen Interessen der Nation gegen die kriegerischen Gelüste auf, sie nahmen alle Bedingungen der repräsentativen Regierung an, aber suchten die Unerfahrenheit und den Unbestand ihrer Anhänger durch den persönlichen Einfluß der Krone aufzuwiegen. Es gelang ihnen, die neue Regierung zu halten und bis zu einem gewissen Grade zu befestigen, aber die Elemente, auf denen sie standen, blieben heterogen. Sie suchten sie durch neue Institutionen zu verbinden und hierin grade scheiterten sie. Wir wollen nur die beiden Mißgriffe hervorheben, welche uns die nachtheiligsten Folgen für den Bestand der repräsentativen Regierung gehabt zu haben scheinen, das Wahlgesetz und die Zusammensetzung der Pairskammer.

Die weisen Vorschläge, welche Graf Montalivet für das neue Wahlgesetz in seinem Bericht vom 2. Febr. 1831 entwickelte, wurden verworfen und ein trauriges Compromiß zum Gesetz erhoben. Statt die Uebelstände der directen Wahlen zu vermindern, vermehrte man sie, man glaubte liberal zu handeln, indem man den Censur für Wahlfähigkeit auf die Hälfte und den Wahlcensur von 300 auf 200 Fr. herabsetzte, aber man schuf Wahlbezirke von 150 Wählern, so daß Lord Normanby nach den besten Quellen angibt, die Zahl der Wähler sei in Frankreich nur 140,000, also weniger als die Zahl, durch welche ein Zehntel der englischen Parlamentsmitglieder in den volkreichen Districten gewählt wird. Nun interessieren sich aber diese Wähler nicht einmal alle für die Wahlen, und ein wohlunterrichteter Pair gab an, daß die Abgeordnetenkammer in Wirklichkeit von 40,000 Wählern delegirt worden.

So waren die Abgeordneten in einer fast persönlichen Abhängigkeit von denen, die durch sie ihre kleinen Privatinteressen durchsetzen wollten, die Abgeordneten ihrerseits bestürmten die Minister um die Fische und Brote des Staates für ihre Wähler. Die Regierung hatte damit eine ungeheure Macht in Händen und war doch grade dadurch in jedem Schritt gehemmt, denn je mehr sie gab, desto stärker wuchs die Zahl der Begehrlichen. Sie hatte allerdings viel zu geben, denn Frankreich war trotz des repräsentativen Ueberbaus das am strengsten bureaukratisch regierte Land, für die wenigsten Stellen wurden, wie z. B. in Preußen, ernste Prüfungen verlangt, die Minister vergaben sie nach Willkür, die Beamten aber waren wählbar und konnten durch gute Dienste, welche sie der Regierung thaten, steigen, die, welche noch nicht Beamte waren, konnten es werden. Die Kammer ward so ein Feld nicht für die Partekämpfe, sondern für die Privatinteressen, sie ward, besonders da der große Grundbesitz, welcher in legitimistischen Händen war, sich fern hielt, eine Pflanzschule der Beamten, welche Carrière machen wollten. Der schärfste Ausdruck dieses Systems war die Kammer, welche die Februarrevolution überraschte, die ganze Phalanx der Beamten stimmte trotz alledem und alledem unerschütterlich für Guizot, aber sie hielt ihn nicht, denn man stützt sich nur auf das, was widersteht. In einem Lande, dem die Idee der örtlichen Selbstregierung bis auf die letzte Spur verloren gegangen ist, hat die repräsentative Regierung, keine Wurzel, nur auf der breiten Grundlage der freien Gemeinde- und Provinzialverfassung steht das Gebäude der Reichsverfassung fest und sicher, Louis Philipp ward bei Seite geschoben wie ein Bureauchef, der Maschinist wechselte, die Maschine blieb dieselbe.

Die zweite Kammer war unglücklich zusammengesetzt, man hätte ihr wenigstens ein Gegengewicht in der Pairskammer geben sollen, man schaffte aber die Erblichkeit ab und wählte den unglücklichsten Mittelweg, eine lebenslängliche Pairie, vom König ernannt, der dabei indeß doch auf gewisse Kategorien beschränkt war, welche meist aus hohen Beamten bestanden. So war auch da die Bureaukratie, es war keine Aristokratie, sondern ein napoleonischer Senat. Es mag sein, daß unter den Umständen die Aufrechthaltung der Erblichkeit unmöglich war, weil sich grade der grundbesitzende Adel ganz zurückzog, dann hätte man lieber das Princip einer combinirten Wahl wie in Belgien, Spanien und den Vereinigten Staaten aufstellen sollen, denn Wahl gibt doch immer eine Art von Macht, man machte aber in Frankreich den Körper, der das Gleichgewicht gegen die fluctuirende Beweglichkeit der zweiten Kammer bilden sollte, zu einer Versammlung emeritirter hoher Beamten, die nicht ein einziges Mal würdig und bedeutend eingriff. Es saßen ausgezeichnete Leute darin, die vor ihrer Ernennung zu Pairs bedeutende individuelle Autorität hatten, die falsche Stellung der Kammer neutralisirte ihre Gaben. Villemain,

der ihr angehörte, ohne aufzuhören ein Mann vom Geiſt zu ſein, ſagte wiſig il y a de vrais pairs et des pairs à parapluie, nous autres, nous sommes des pairs à parapluie. Die Pairskammer der Reſtauration war gewiß weit entfernt gerechten Anſprüchen zu genügen, aber ſie hat doch ein würdigeres Daſein geführt, als ihre Nachfolgerin in Luxemburg, die ſpurlos und von niemand bedauert verſchwunden iſt. Wenn aber die beiden parlamentariſchen Verſammlungen, welche der Ausdruck des repräſentativen Systems ſind, keine Wurzel haben, worauf ſoll es ſich ſtützen; wenn das Salz dumm wird, womit ſoll man ſalzen? —

Wir haben bei der Juliregierung vielleicht zu lange verweilt, aber es ſchien uns, daß es für deutſche Leſer grade von Wichtigkeit ſein müſſe, den Urfachen näher zu treten, wodurch die Regierung gefallen, welche man uns früher ſo oft als Muſter aufſtellte, es ſchien uns, daß, je wärmer unſre Wünſche für die Entwicklung und Befefigung des repräſentativen Systems in Preußen ſind, uns um ſo mehr am Herzen liegen muß, am Beiſpiel anderer Staaten zu ſehen, welche Fehler zu vermeiden ſind, daß aber dem System kein erbitterter Angriff der Demokratie oder des Abſolutismus mehr ſchaden kann als ſeine eigne lügneriſche Verkehrung, der Scheinconſtitutionalismus, wovon die Julimonarchie das Beiſpiel gegeben, und das die Staaten zweiten und dritten Ranges nachahmten.

Wir werden nach dieſer längern Abſchweifung in einem zweiten Artikel auf die Erlebniffe Lord Normanbys während der erſten Epoche der Republik kommen.

## Oſtindien und England.

Als wir im Beginn der indiſchen Kriſis unſere Anſicht über dieſes großartige und jedenfalls für die innere Entwicklung Aſiens einflußreiche Ereigniß ausſprachen haben wir uns weder über die Natur des Aufſtandes, noch über deſſen Folgen getäuſcht, wie biſher die Ereigniſſe unwiderleglich gezeigt haben. Der Aufſtand, ſo wieſen wir nach, ſei kein eigentlich nationaler, und noch weniger ein bloß militäriſcher, ſondern aus beiderlei Elementen entſprungen, die durch die Gewalt der Umſtände in denſelben Perſonen vereinigt waren. Grade die ſchließliche Concentration des Aufſtandes im Königreiche Audh iſt ein Beweis mehr für dieſe unſere Anſicht. Audh hat in neuerer Zeit den größten Theil der Siponarmee Bengalens geliefert, da es von einer beſonders kräftigen und auch kriegeriſchen Bevölkerung bewohnt wird. Audh mit deſſen in neueſter Zeit ſo vielfach genannten Haupt-